

ELEGIEN der WOLGASTEPPE. Der Kirgisenmichel-Stoff¹ in der wolgadeutschen Literatur

Vorbemerkungen

Obwohl P. Sinner meint, dass es außer B. v. Platen „unter den ersten Einwanderern noch mehr Dichtertalente gegeben habe“, und dass sich verschiedene Aufzeichnungen, die „niemals veröffentlicht wurden“ in den Archiven befinden und „der Publikation harren“,² gilt Platen nach wie vor als „erster Dichter der Wolgadeutschen“. Nach seinem Versuch, seine Eindrücke von der Reise mit den ersten Kolonisten an die untere Wolga in einer literarischen Form festzuhalten, waren nahezu hundert Jahre vergangen,³ bis wieder ein literarisches Werk entstanden war, das sich dem Leben der deutschen Siedler in der neuen Heimat zuwandte, nämlich „Schön Ammi von Pfannenstiel (Marienthal) und der Kergisenmichel. Ein Wolga-Steppenbild aus dem 19. Jahrhundert“ von F. Dsirne, das P. Sinner als „eines der ältesten literarischen Werke“ der wolgadeutschen Literatur bezeichnet.⁴ (Vierzig Jahre später wiederholte das W. Ekkert.⁵ Die Erzählung ist zum ersten Mal 1868, zum zweiten Mal 1893 im „Friedensboten“ erschienen.

Die ersten Wolgadeutschen hatten sich bekanntlich enormen Beeinträchtigungen zu stellen: ungewohntes Klima, Krankheiten, wirtschaftliche Schwierigkeiten ... Damit nicht genug, es vergingen kaum zehn Jahre nach der Gründung der ersten deutschen Siedlungen, als die asiatischen Nomaden – „Kergisen“, Kalmücken, Baschkiren – die neu gegründeten Dörfer überfielen. Sie raubten, plünderten und verschleppten viele Kolonisten auf die Sklavenmärkte in Chiva und Bucharä. Vorerst ging es den Wolgadeutschen daher schlicht und einfach ums nackte Überleben. Was Wunder, dass es nahezu hundert Jahre gedauert hatte, bis sich hier die Idylle einstellte, die der wolgadeutsche Lyriker David Kufeld wie folgt geschildert hat:

¹ Hier müssen vor allem einige Bemerkungen zur Schreibweise des Eigennamens „Kirgisenmichel“ und des Ethnonyms „Kirgise“ gemacht werden, weil es in den für diesen Beitrag recherchierten literarischen Werken diesbezüglich keine übereinstimmende Schreibweise zu geben scheint. Als „Kergisen“ bezeichneten die Wolgadeutschen die Vorfahren der heutigen Kasachen, ihre Nachbarn im Osten. Das ist gar nicht so verkehrt, bedenkt man, dass die Russen dieses nomadisierende Turkvolk bis ins 20. Jahrhundert hinein als „Kirgizkajsaken“ oder „Kirgizen“ bezeichneten, um sie mit den Kosaken nicht zu verwechseln. Außerdem ist zu berücksichtigen, dass die im Hochgebirge des Tianshans siedelnden Kirgisen, ebenfalls ein Turkvolk, den Kasachen zwar verwandt, aber an sich ein eigenständiges Volk sind. Die Kasachen selbst nennen sich /kazak/ (Transkription), doch seit 1936 ist im Russischen die Schreibweise „Kasache“ vorgeschrieben, also /kazaxə/ (Transkription).

Vor diesem Hintergrund muss man sich nicht wundern, dass sich die Schreibweise des Ethnonyms „Kirgise“ und die des Eigennamens „Kirgisenmichel“ von einer Quelle zur anderen unterscheiden. In der Bibliographie von K. Stumpp heißt es der „Kergisemichel“ (S. 42, linke Spalte), Pastor J. Riffel, der die Erzählung von Dsirne in Argentinien herausgegeben hat, schreibt „Kergisermichel“, A. Engel-Braunschmidt verwendet die Schreibweise „Kirgisenmichel“ (A. ENGEL-BRAUNSCHEIDT, *Siedlernet und Dorfidyll...* S. 21 ff.), V. Herdt, der 1999 das Manuskript von A. Schneider herausgegeben hat, lässt die Schreibweise des Ethnonyms „Kergiesen“ gelten, schreibt aber im Vorwort „Kirgisenmichel“ (A. SCHEIDER, S. 6). Ich bediene mich der Schreibweise „Kirgisenmichel“, übernehme aber beim Zitieren die Schreibweise der einschlägigen Quelle.

² P. Sinner nennt in diesem Zusammenhang die Namen Möhring, Schneider, Lippert u.a. Das scheint bis heute so geblieben zu sein. Mir einer Ausnahme. V. Herdt hat die ‚Aufzeichnungen‘ von A. Schneider den Interessenten zugänglich gemacht. (Siehe Inhaltsverzeichnis)

³ ENGEL-BRAUNSCHEIDT, A., 1993, S. 10.

⁴ SINNER, P., 1926, S. 14.

⁵ EKKERT, W., S. 259.

*Um den andern lieben Morgen
Machten sie sich wenig Sorgen:
Säeland hatten sie genug,
Jeder pflügte, wo er wollte
Mit dem selbst gemachten Pflug.*

*Doch geschah dies nie in Eile!
„Eile, sprachen sie, mit Weile“;
Ackerten bis Ende Mai,
Und, erst wenn der Winter drohte,
Machten sie ihr Steppenheu.*

*Selten, selten nur passierte,
Dass die Sommersaat fallierte:
Fruchtbar war das Land ja sehr,
Und der Ziegenbart schlug Wellen,
Schien von Ferne wie ein Meer!*

Die Schrecken der Gründerzeit hallten aber noch lange nach. Und es ist durchaus verständlich, dass sich die ersten wolgadeutschen Autoren vor allem der jüngsten Vergangenheit ihrer Landsleute zugewandt haben. Das gilt auch für die „*rührende Geschichte*“ vom Kirgisenmichel, die auf einem historischen Ereignis basiert und im historischen Gedächtnis der Wolgadeutschen bis heute fortlebt.⁶

Friedrich Dsirne: Schön Ammi von Mariental und der Kirgisenmichel

Der Verfasser der Geschichte, Friedrich Wilhelm Dsirne, war lettischer Herkunft. Er wurde am 5. Mai 1835 in Salis (Lettland), in der Familie des Parochiallehrers David Dsirne geboren.⁷ Bis 1853 besuchte er die höhere Kreisschule in Pernau in Lettland und nahm danach ein Studium an der theologischen Fakultät der Universität Dorpat auf, die ihm am 7. Oktober 1857 „*die Würde und die Rechte eines Candidaten der theologischen Fakultät*“ verlieh.⁸ Dabei wurde betont, dass er nicht nur „*die in Gemäßheit der bestehenden gesetzlichen Verordnungen von der theologischen Fakultät mit ihm abgehaltene Prüfung sehr wohl bestanden hat*“, sondern auch „*in der russischen Sprache und zwar im mündlichen Übersetzen aus dem Russischen ins Deutsche sehr gute, im schriftlichen Übersetzen aus dem Deutschen ins Russische und im Colloquium gute Kenntnisse bewiesen und sich befähigt gezeigt hat, in dieser Sprache schriftliche Geschäfte zu führen*“.⁹ Und als Dsirne am 18. Oktober 1859 zum Propst-Adjunkt der Wolga-Wiesenseite nominiert und 1860 Pastor des Kirchspiels Nord-Katharinenstadt¹⁰ sowie Lehrer an der Zentralschule für die Kolonistensöhne geworden war, erkannte er schnell die Bedeutung russischer Sprachkenntnisse für seine Schutzbefohlenen. Er kritisierte das Schulwesen der Wolgadeutschen und befürwortete die Einführung von Kirchenschulen, wobei er nicht nur den Unterricht von Geografie und Geschichte forderte, sondern auch den des Russischen.¹¹

W. Ekkert, der in seinen Aufsätzen immer wieder marxistische Akzente setzt, betont, Dsirne habe die Schulreform zugunsten „*der Handelsbourgeoisie*“ gefordert, „*denn ein Handelsmann müsse seinen Namen auch russisch schreiben und lesen können, Elementares der Geographie, der Vaterländischen Geschichte und der Naturwissenschaften*

⁶ ENGEL-BRAUNSCHEIDT, A., 1993, S.6.

⁷ GÖTZMANN, C.L./HÖRNER, P., Bd. 1, S. 372 (rechte Spalte) – 373 (linke Spalte).

⁸ F. 402-N.2-S. 4796.

⁹ Ebenda.

¹⁰ Dieses Amt übte er bis 1872 aus.

¹¹ GÖTZMANN, C.L./HÖRNER, P., Bd.1, S. 373 (linke Spalte).

mitbekommen“.¹² Außerdem betont Ekkert, dass Dsirne an allen Übeln die Kolonisten selbst beschuldigte, da sie „keinen Sinn fürs Schulwesen“ hätten.¹³

Der literarische Nachlass des Pastors Dsirne lässt darauf schließen, dass er seine theologischen Beiträge nicht nur an die Wolgadeutschen, sondern auch an alle evangelischen Russlanddeutschen richtete¹⁴ und J. Kufeld ist zu entnehmen, dass F. Dsirne eine Kirchspiel-Chronik aufzeichnete.¹⁵

F. Dsirnes „Lesebuch für die deutschen evangelischen Kirchen-Schulen in den Kolonien des Saratowschen und Samarschen Gouvernements“, das 1868 in Dorpat erschienen ist, bedarf einer besonderen Erwähnung. J. Dic schreibt dieses Buch Christian David Dsirne zu, dem Pastor der Kolonie Jagodnaja Poljana,¹⁶ und sorgt damit für ein Missverständnis: Das Buch stammt in Wirklichkeit aus der Feder eines anderen Dsirne, und zwar aus der von Friedrich Dsirne, der in Katharinenstadt Pastor und leiblicher Bruder des Christian David Dsirne gewesen ist. Es handelt sich um eine Chrestomathie, die neben Erzählungen religiösen Inhalts und Informationen über die Nomadenüberfälle auf die wolgadeutschen Dörfer auch einige Artikel über die Geschichte sowie Natur- und Erdkunde enthält.¹⁷

Man kann mit gutem Grund behaupten, dass Friedrich Dsirne im deutschen Wolgagebiet als Kulturträger gewirkt hat. Er hat sich um die Aufklärung und Bildung der Wolgadeutschen tatkräftig bemüht. Aber er blieb auch seiner alten Heimat Estland verbunden. Im Archiv der Universität Dorpat in Estland bin ich auf die Akte Nr. 564 von 1868 gestoßen, die eindeutig dokumentiert, dass Dsirne einem Waisen-Heim in Reval¹⁸ 500 Rubel gespendet hat.¹⁹

Die Erinnerungen P. Stahfs, der in Katharinenstadt mit Dsirnes Sohn befreundet war, zeugen davon, dass im Hause des Pastors in Katharinenstadt deutsche Gesinnung herrschte, vgl.: *„Da waren illustrierte Blätter, die wir besehen konnten. Da war der Kladderadatsch, in dem Bismarck schon damals eine große Rolle spielte. Man erklärte uns die Weltereignisse, war es doch brenzlich geworden zwischen Frankreich und Preußen und ehe wir uns versahen, kam es zum Krieg. Ganz Deutschland erhob sich gegen den verhassten Napoleon. Wir waren natürlich Feuer und Flamme für Deutschland und taumelten bei den unaufhörlichen Siegesnachrichten aus einer Begeisterung in die andere...“*²⁰ Und es versteht sich von selbst, dass im Haus des Pastors nur deutsch gesprochen wurde. Darüber hinaus lässt der

¹² EKKERT, W., a. a. O., S. 274.

¹³ EKKERT, W., ebenda.

¹⁴ DSIRNE, F. (1873): *Zwanzig Betrachtungen über biblische Texte zum kitchlichen und häuslichen Gebrauch an hohen Staatsfesten. Für evangelische Deutsche des Russischen Kaiserreiches. Riga.*

¹⁵ KUFELD, J. (2000): *Die deutschen Kolonien an der Wolga. Nürnberg, München, S. 159.*

¹⁶ DIC, J., S. 365.

¹⁷ Was Chr. D. Dsirne angeht, so hat er sich allem Anschein nach um die Verbesserung des wolgadeutschen Kirchenwesens verdient gemacht. Dem Artikel „Kirchengesang“, der in der Saratower „Volkszeitung“ veröffentlicht und mit „Der erwachte Bruder“ unterschrieben worden ist, ist zu entnehmen, dass sich Chr. D. Dsirne dafür eingesetzt hat, dass man im Kirchengesang „alle Melodien richtig nach Punschel“ singt. (L.E. Punschel (1786 – 1877 war eine Schlüsselfigur der Reformbemühungen um die Standardisierung des Gemeindegesangs anhand der notierten Melodien. – Anm. des Verfassers. R.K.)

„Pastor Dsirne hielt sich daran, dass streng nach Punschel gesungen wurde“, heißt es in diesem Artikel. (Der erwachte Bruder : Kirchengesang. In: Volkszeitung, (Das Erscheinungsjahr konnte ich nicht sicher stellen) Nr. 65, S. 2). Der Verfasser, der vermutlich ein Schulmeister gewesen ist, räumt allerdings ein, dass Dsirnes Anstrengungen in der genannten Angelegenheit sich lediglich auf die „vielgeschmähte Kolonie Jagodnaja Poljana“ ausdehnte und fügt hinzu: „Wäre Pastor Dsirne etwas gelinder verfahren, ich glaube sicher, er hätte auch in den anderen Gemeinden mehr ausgerichtet,)aber vom Bitten und gute Worte geben wusste er nichts „/Ebenda/).

¹⁸ Heute Tallin, Hauptstadt Estlands. Dorpat mit Dsirnes alma mater liegt in unmittelbarer Nähe.

¹⁹ F., 564 – V. 29 – A. 2 – B. – 644.

²⁰ STAHF, P., S. 100

„Kirgisenmichel“ wohl darauf schließen, dass der Pastor auch die „*Bauernsprache*“ beherrschte, aber die Behauptung M. Hagins, Dsirne habe die Erzählung „*wenn auch nicht durchgehend, in der Mundart der wolgadeutschen Bauern*“ geschrieben, ist übertrieben und laienhaft.²¹

Im Sommer 1872 nahm Pastor Dsirne Urlaub, um seine Schwiegereltern in Reval zu besuchen. Auf dem Rückweg steckte er sich mit der Cholera an, die damals unter der Bevölkerung Russlands furchtbar aufräumte. Er musste in Atkarsk den Zug verlassen und wurde in den Wartesaal des Bahnhofes gebracht. Seine Frau hinterließ bei ihm den kleinen Sohn Arthur und eilte in die Stadt, um einen Arzt aufzusuchen. Als sie zurückgekehrt war, war Dsirne tot.²² Das ereignete sich am 4. September 1872.

Es ist dokumentiert, dass Dsirne in seiner freien Zeit Studien zur Geschichte Livlands betrieb.²³ Aber er beschäftigte sich auch mit der Geschichte seiner Schutzbefohlenen.²⁴ So untersuchte er beispielsweise die Frage der Beteiligung wolgadeutscher Kolonisten an der Pugačjov-Revolution.²⁵ Die Beschäftigung mit der Geschichte der Wolgadeutschen und mit den „Kirgisen-Überfällen“ regte Dsirne offensichtlich dazu an, eine Erzählung zu verfassen, der der Kirgisenmichel-Stoff zugrunde liegen würde. So entstand die Erzählung „Schön Ammie von Marienthal und der Kergisenmichel. Ein Wolga-Steppenbild aus dem 18. Jahrhundert“. Die Geschichte basiert auf historisch dokumentierten Kirgisenüberfällen auf die wolgadeutschen Ansiedlungen zwischen 1771 und 1778.²⁶ Protagonist der Erzählung ist der Knabe Hannmichel, „*armer, aber guter Leute Kind*“. Dabei wirkt die Behauptung, Hannmichel habe die feindlichen Nomaden – als Kirgisen bezeichnet – „*mehr als einmal*“ in die Flucht geschlagen, „*wann immer sie die Deutschen bedrohten*“,²⁷ völlig irritierend. Obwohl A. Engel Braunschmidt diese Behauptung an einer anderen Stelle wiederholt²⁸ und A. Moritz ins Lexikon übernimmt,²⁹ bleibt offen, worauf sie zurückgeht. Jedenfalls findet sich bei Schneider und Dsirne dafür keine Bestätigung, und die Vorstellung, ein 12-jähriger Bursche habe „*mehr als einmal*“ die blutrünstigen Kirgisen-Horden „*in die Flucht geschlagen*“ würde wohl auch in einem literarischen Werk seltsam anmuten. Dsirne lässt den „*tapferen Burschen*“ von den Nomaden in ihre „*wilde Steppe*“ verschleppen, und das erscheint durchaus realistisch. Michels Gespielin, die kleine Ammi, bleibt untröstlich zurück.

Zwölf Jahre lang hütet Michel als Sklave die Pferde eines „Kergisen-Chans“. Da sich die Tochter des Chans in Michel verliebt, hätte ihn der Nomaden-Fürst gerne zum moslemischen Glauben bekehrt, um ihn danach mit seiner Tochter zu verheiraten. Doch Michel schwört seinem Glauben nicht ab und hält seiner Ammie die Treue. Gerührt von dieser Beständigkeit und Treue, verhilft die Tochter des Chans dem deutschen Sklaven zur Flucht Und so kehrt dann der Totgeglaubte zu seiner Ammie zurück, die ihm ebenfalls treu geblieben ist. Die Erzählung wurde in wolgadeutschen Kolonien mündlich überliefert, vom Pastor F. Dsirne novellistisch festgehalten, in der „Saratowschen Deutschen Zeitung“ abgedruckt und 1861 zum ersten Mal veröffentlicht.³⁰

²¹ HAGIN, M., S. 151 – 152.

²² STAHF, P., S. 100.

²³ GOTZMANN, C.L./HÖTNER, P., S. 372 (rechte Spalte).

²⁴ LICENBERGER, O.A., S. 51.

²⁵ SCHMIDT, D., S. 95.

²⁶ SCHNEIDER, A.; KORN, R., 2013, S. 99 – 103.

²⁷ ENGEL – BRAUNSCHEMIDT, A., 1990, S. 30..

²⁸ ENGEL – BRAUNSCHEMIDT, A., 1993, S. 22.

²⁹ MORITZ, A., S.

³⁰ DSIRNE, F. (1861): *Schön Ammie aus Marienthal und der Kergisenmichel. Ein Steppenbild aus dem vorigen Jahrhundert. Dorpat; Dass .in: Friedensbote 1893 und im Odessaer Kalender 1915, S. 138 – 157.*

A. Schneider: Lebensbilder der Kolonisten

1863 verfasste der Schulmeister A. Schneider aus Pfanzenstiel (Mariental) sein Manuskript „Lebensbilder der Kolonisten im Saratowschen und Samaraschen Gouvernements auf beiden Seiten der Wolga“. Es ist daher davon auszugehen, dass die mündlichen Überlieferungen, die Aufzeichnungen Schneiders und die Mitteilungen alter Ansiedler als Hauptquellen Dsirnes und der Saratower Deutschen Zeitung anzusehen sind.³¹

Schneiders Manuskript geht sicherlich weder auf die vom Verfasser erlebte Wirklichkeit noch auf seine Erfindung zurück; es basiert auf mündlicher Überlieferung und Erzählungen der Augenzeugen. F. Dsirne verwendet seinerseits die von Schneider gewissermaßen vorgeformten Motive, nämlich die Überfälle der Nomaden, die Plünderungen der deutschen Kolonien, die Entführung der Kolonisten, die Sklavenmärkte und die Sklaverei, das Martyrium des Paters Johannes, der zweieinhalb Jahre in kirgisischer Gefangenschaft verbracht hat. Das kommt insbesondere im ersten Kapitel seiner Erzählung zum Ausdruck. Es ist daher Engel-Braunschmidt beizupflichten, die den „Kirgisenmichel“ als ein „Kollektivwerk“ ansieht, „das keinem einzelnen Verfasser zugeordnet wird“.³²

Chronologisch gesehen, war die Fassung von Dsirne früher erschienen als Schneider sein Manuskript aufsetzte. Beim näheren Besehen gewinnt man aber den Eindruck, dass es sich darum komplizierter verhält. Dsirne kannte nämlich Schneider, besuchte ihn öfter in Mariental und hatte auch Einsicht in dessen Aufzeichnungen, aus denen er dann auch geschöpft zu haben scheint.³³ Zumindest ist G. Beratz zu entnehmen, dass die mit den Kirgisenüberfällen auf die wolgadeutschen Kolonien zusammenhängenden Ereignisse, die Erzählungen vom „Schulmeister Dallfuß und Pater Johannes, vom Kirgisen-Michel und der schönen Ammie“ an der Wolga schon vor dem Erscheinen der Schriften von Dsirne bekannt waren.³⁴ Sie gingen in den Dörfern von Mund zu Mund oder wurden aus den „Handschriften“ von A. Schneider vorgelesen. Nicht umsonst waren beim Erscheinen der Bücher von Dsirne viele alte Ansiedler „nicht wenig verblüfft“, weil der Name Schneiders nicht erwähnt wurde.³⁵ Den Handschriften Schneiders, die erhalten geblieben und „später“ auch veröffentlicht worden sind, sei Beratz zufolge zu entnehmen, dass Schneider seinerseits aus Dsirnes Büchern geschöpft hat. Allerdings scheint sich das mehr auf den Stil als auf den Inhalt zu beziehen und ist vorwiegend eine Überarbeitung der früheren Aufzeichnungen Schneiders. Es handelt sich also um eine literarische „Wechselbeziehung“, vgl.:

A. Schneider

Aus der Geschichte der Kolonie Mariental

Motive:

- Raub und Plünderungen durch Kirgisen;
- Entführung und Sklaverei;
- Befreiungsversuche;
- Pater Johannes

F. Dsirne

Schön Ammi von Mariental und der Kergiser-Michel

Motive:

- Raub und Plünderungen durch „Kirgisen“;
- Entführung und Sklaverei;
- Befreiungsversuche;
- Pater Johannes

Auf diese von A. Schneider und F. Dsirne vorgeformten Motive griffen dann andere wolgadeutsche Autoren zurück, von denen vor allem H. Kruschinsky (Hieronymus), D. Kufeld, A. Hunger und G. Beratz zu nennen sind. Diese Autoren und die von A. Schneider und F. Dsirne vorgeprägten Motive begründeten eine nahezu anderthalb Jahrhunderte alte Tradition, auch wenn diese des Öfteren in ganz dünnen Fäden verlief.

³¹ BERATZ, G., S. 280.

³² ENGEL-BRAUNSCHMIDT, A., 1993, S. 21.

³³ BERATZ, G., S. 280.

³⁴ BERASTZ, G., ebenda.

³⁵ BERATZ, G., ebenda.

Hieronimus Kruschinsky: Geschichtliche Erzählung „Stephan Heindel“

Obwohl der Verfasser der „geschichtlichen“ Erzählung „Stephan Heindel“ gut bekannt ist, suchte ich nach Angaben über sein Geburtsdatum und seinen Geburtsort vergebens. Sein Name lässt polnische Herkunft vermuten. Es handelt sich hierbei um Joseph Kruschinsky, der unter dem Pseudonym Hieronymus publiziert hat. Er starb am 31. Juli 1940 in Talgar bei Alma-Ata. Kruschinsky war katholischer Pfarrer und erhielt seine Priesterweihe am 05.02.1889. Mehrere Jahre war er danach in Seelmann (Rownoje) an der Wolga als Priestertätiger. Hier wurde unter seiner Leitung eine große und schöne Kirche errichtet und hier siedelte der Verfasser auch den Protagonisten seiner „geschichtlichen“ Erzählung „Stephan Heindel“ an, den es hier tatsächlich gegeben hatte. Außerdem war Kruschinsky Pfarrer im katholischen Mariental, ebenfalls an der Wolga, das im 18. Jahrhundert besonders unter den Einfällen kirgisischer Nomaden gelitten hatte.

Kruschinsky kannte gut die Geschichte der Wolgadeutschen. Sein profundes Wissen auf diesem Gebiet ist sowohl der Erzählung „Stephan Heindel“ zu entnehmen als auch seinen zahlreichen Beiträgen, die er unter dem Pseudonym *Hieronimus* vorwiegend in der Bistumszeitung „Klemens“ veröffentlichte, die er eine Zeitlang sogar redigierte. Sie waren bei den Wolgadeutschen sehr beliebt. Ich nenne hier nur einige davon.³⁶ Doch die laienhafte Behauptung, Kruschinsky habe den „Kirgisenmichel“ und „Die schöne Ammi von Pfannenstiel“ verfasst,³⁷ beruht wohl auf einem Missverständnis.

Bemerkenswert ist, dass Kruschinsky im Anschluss an seine „geschichtliche Erzählung“ die Kolonisten aufruft, am 12., 13. und 14. November 1900 ihrer Eltern anlässlich des 125. Jahrestages des „Kirgisen-Überfalls“ zu gedenken. Es ist daher durchaus anzunehmen, dass er die Manuskripte von Schneider und die Erzählung von Dsirne gut gekannt hat. Der Einfall der Kirgisen in Seelmann sowie die Gräueltaten der „Unholde“ und die Verschleppung zahlreicher Kolonisten in die Gefangenschaft sind wahrheitsgetreu dargestellt worden. Das gilt auch für die Darstellung des Protagonisten seiner Erzählung Stephan Heindel, der, wie Dsirnes „Kergisenmichel“, mehrere Jahre der brutalen Gewalt der Nomaden ausgesetzt war und alle Strapazen und Lasten der Gefangenschaft ertragen musste.

Auch das Pater-Johannes- und Schulmeister-Dallfuß-Motiv hat Kruschinsky übernommen, obwohl Schneider lediglich den Pater Johannes erwähnt, der tatsächlich existierte und ein über Polen eingereister französischer Mönch war.³⁸ Die Dallfuß-Geschichte erschien sowohl in der „Saratowschen Deutschen Zeitung“³⁹ (1866, Nr. 15) als auch im genannten „Lesebuch für die deutschen evangelischen Kirchenschulen“ von F. Dsirne, wo sie G. Bauer zufolge „als Tatsache mitgeteilt wurde“.⁴⁰

Die Geschichte handelt von einem „braven, allgemein beliebten und geachteten Schulmeister namens Dallfuß“ aus der Kolonie Krasnopolje, der tatsächlich existierte. Er sollte angeblich „im Ausland“ ein Universitätsstudium absolviert haben und übernahm in Krasnopolje auf allgemeinen Wunsch das Schulamt. Er war verheiratet und hatte zwei Töchter. Bei einem Kirgisenüberfall geriet er in die Gefangenschaft und wurde „von den Räubern“ in ihre Horde verschleppt, wo er die Schafe hüten musste. Er wusste nicht, was aus

³⁶ *Im Uralgebirge*. In: *Klemens*, IV, 1900/01 Nr. 1; *Was soll bei der Trauung nicht außer acht gelassen werden*. In: *Klemens*, IV, 1900/01 Nr. 2; *Kurze Geschichte der Baschkiren*, In: *Klemens*, IV, 1900/01 Nr. 2; *Die Brautmesse*. In: *Klemens*, IV, 1900/01 Nr. 5; *Das siebente Gebot oder die Sittenlehre über Recht und Gerechtigkeit mit besonderer Berücksichtigung des russischen Rechts*. Saratow, 1910.

³⁷ SCHNURR, J., S. 346.

³⁸ SCHNEIDER, S. 53.

³⁹ 1866, Nr. 15.

⁴⁰ BAUER, G. S. 67.

seiner Frau und seinen Kindern geworden war, tröstete sich aber mit dem Gedanken, dass sie nicht in die Hände der Kirgisen gefallen waren. Dallfuß wurde an einen bucharischen Kaufmann verkauft, erlernte die Landessprache und stieg zum Geschäftsführer seines Herrn auf. Eines Tages schickte ihn sein Herr auf einen großen Markt, um einige Waren einzukaufen. Kaum hatte er den Markt betreten, so wurde er durch zwei Kinderstimmen „erschüttert“, die verzweifelt „Papa, Papa!“ schrien. Es waren seine unglücklichen Töchter, die ebenfalls, von den Kirgisen entführt, in die Hände eines bucharischen Sklavenhändlers geraten waren. Die armen Kinder fielen, bitterlich weinend, ihrem Vater um den Hals, der zugleich weinte und lachte. Doch danach beging Dallfuß einen fatalen Fehler. Er wandte sich an den Sklavenhändler, um die Kinder loszukaufen und nach wenigen Worten war der Kauf perfekt. Doch Dallfuß wagte es nicht, die erforderliche Summe ohne die Genehmigung seines Herrn auszugeben. Er verließ sich auf das Wort des Sklavenhändlers, die Mädchen an sonst niemand zu verkaufen, nahm Abschied von den unglücklichen Kindern, versprach ihnen nach einigen Stunden wieder zu kommen und jagte in großer Eile zu seinem Herren, um dessen Erlaubnis zum Auskauf der Mädchen einzuholen. Doch bei seiner Rückkehr konnte er weder den Sklavenhändler noch seine Kinder finden. Das brach Dallfuß das Herz. Sein Herr, der den entsetzlichen Gram des unglücklichen Vaters nicht mehr länger mit ansehen konnte, schenkte ihm die Freiheit. Dallfuß kehrte nach Krasnopolje zurück, doch er hatte ausgelebt. Nie mehr lachte er, sprach fast kein Wort und starb nach einigen Jahren.

Ein Strang der „*historischen Erzählung*“ von H. Kruschinsky basiert offensichtlich auf den dargestellten Motiven.

Das Festspiel „Fest und treu“ und seine Verfasser

Das Festspiel „Fest und Treu“ ist an sich eine Inszenierung des „Kirgisenmichels“, das **Gottlieb Göbel** (Gottlieb Beratz) und **Alexander Hunger** als ihren Beitrag zum 150-jährigen Jubiläum der Ankunft der ersten Ansiedler an der Wolga verfasst haben. Schon die Überschrift der Inszenierung, die vom Titel der Erzählung F. Dsirnes kaum abweicht, lässt darauf schließen, dass es sich um eine dramatische Version des Kirgisenmichel-Stoffes handelt.⁴¹ Für W. Ekkert ist das ein „*historisches, religiös-belehrendes und nationalistisch gefärbtes Festspiel*“.⁴² Mit dieser Interpretation, entrichtet er offensichtlich seinen Zoll der offiziellen von oben verordneten Völkerfreundschaft. Und hier ist auch einer der Gründe dafür zu suchen, dass die genannten Werke in den Zeitungen der Russlanddeutschen erst Ende der 1980er Jahre abgedruckt worden sind. Aber mir geht es vorwiegend darum, anzudeuten, wie der Erzählstoff vom Kirgisenmichel inszeniert worden ist.

Das Festspiel besteht aus drei Akten, in denen 40(!) handelnde Personen beteiligt sind. Es ist um zwei Drittel länger als Dsirnes Erzählung⁴³ und in der vorliegenden Form kaum spielbar. Im ersten Akt werden Räuberüberfälle dargestellt, darunter ein Überfall aufs Bethaus. Der geknebelte Michel und Pater Johannes werden mit anderen Dorfgenossen in die Sklaverei entführt. Die Motive Überfälle und Plünderungen durch Kirgisen sowie Entführung in die Sklaverei sind daher im ersten Akt deutlich erkennbar.

Das Pater-Johannes- und Schulmeister-Dallfuß-Motiv liegen dem zweiten Akt zugrunde. Pater Johannes und Schulmeister Dallfuß treffen sich sogar auf einer Wiese, wo sie verschiedene geschichtliche Ereignisse zur Sprache bringen. Im dritten Akt greifen die Verfasser zum Motiv der Flucht aus der Gefangenschaft und schildern die glückliche Heimkehr und Heirat des Kirgisenmichels mit Ammie.

⁴¹ Die vollständige Bezeichnung: „*Fest und treu oder die schön' Ammie aus Pfannenstiel. Historisches Festspiel zum hundertfünfzigjährigen Jubiläum der Ankunft der ersten deutschen Kolonisten an der unteren Wolga. In drei Akten. Saratow 1914.*“

⁴² EKKERT, W., S. 270.

⁴³ ENGEL-BRAUNSCHEMIDT, A., 1993, S. 22.

Während Göbel und Hunger sprachlich relativ korrekt bleiben, ist ihrem „Festspiel“ zu entnehmen, dass sie die dramatische Form- sowie die Konfliktgestaltung nicht beherrschen. W. Ekkert schreibt in diesem Zusammenhang: *„Alle Personen reden in einer gewählten, altmodischen Sprache, in langen Satzgefügen, gespickt mit Daten, Ereignissen. Das verdrängt die Dynamik. Neben dem religiös-nationalistischen Anstrich sehen wir (...) Kritik an der alten Heimat und dem Preußenkönig Fritz. Die Verfasser zeigen auch die Gastfreundschaft, Menschlichkeit, die guten Taten der Mehrheit der Kirgisen“*.⁴⁴

„Gastfreundschaft, Menschlichkeit, die guten Taten der Mehrheit der Kirgisen“ in einem „religiös-nationalistisch gefärbten“ Festspiel? Und dazu noch mit „nationalistischen Ansichten“, die von „Pastoren angelegt“ worden sind? Hat Ekkert das mit dem Angstblick auf den Zeigefinger der sowjetischen Ideologen geschrieben oder verwickelt er sich hier selbst in Widersprüche? Wie dem auch sei, die Verfasser setzten sich andere Ziele. Im Vorwort zu ihrem „Festspiel“ heißt es jedenfalls, dass sie dazu beitragen wollten, dass die Wolgadeutschen im Gedächtnis bewahrten, *„wie die Väter durch treue Ausdauer bei der Überwindung der vielfachen Schwierigkeiten, mit denen sie bei ihrer Ansiedelung und auch lange nachher zu kämpfen hatten, uns die Wege zu glücklicheren Tagen gebahnt und uns dadurch die Richtung für die Zukunft unseres Koloniallebens vorgezeichnet haben“*.

Sowohl die Erzählung von F. Dsirne als auch die Inszenierung „Fest und treu“ von G. Göbel und A. Hunger können mit gutem Grund als ein „Kollektivwerk“ angesehen werden. Zumal da es sich um eine Schöpfung von zwei Verfassern handelt, die hier kurz vorgestellt werden sollen.

Alexander Hunger wurde 1886 in Mariental (Pflanzenstiel) geboren. *„Schon in den frühesten Jahren nach dem Tode seines Vaters musste er das Leben von seiner bittersten Seite kennen lernen“*, heißt es im Nekrolog auf seinen Tod in den „Wolgadeutschen Monatsheften“.⁴⁵ Ununterbrochen musste er ums Dasein kämpfen. Nur durch Aufwand aller Kräfte gelang es ihm durch „Stundengeben“ die nötigen Mittel aufzubringen, um die Katharinenstädter Zentralschule „als erster Schüler“ zu absolvieren. Danach besuchte er drei Jahre lang das katholische Priesterseminar in Saratov. Nachdem er das Seminar verlassen hatte, legte er im Jahre 1907 seine Lehrerprüfung ab und war danach in den Kolonien Marienberg, Streckerau, Louis als Lehrer tätig. Nach dem bolschewistischen Umsturz und dem Brester Frieden gelang es ihm mit seiner Familie nach Deutschland zu entkommen, wo er das Flüchtlingsschicksal *„bis auf den Grund auskosten musste“*. Infolge der durchgemachten Strapazen erkrankte er an Tuberkulose, was schließlich seinen Tod verursachte. A. Hunger starb am 5. März 1924 in Tübingen.

Bemerkenswert ist, dass Hunger vom anonymen Verfasser des Nachrufes als Autor *„des einmaligen Trauerspiels“* bezeichnet wird, das er *„Der Kirgisenmichel und die schön' Ammie von Mariental“* nennt.⁴⁶ Bezeichnend sind auch die abschließenden Sätze des Nekrologs, nämlich: *„War sein Leben auch nicht freudereich, so fand er doch immer wieder Mußestunden, während welcher seiner Feder so manches schöne Gedicht und heitere Erzählung entsprossen. Leider blieb bis jetzt das meiste ungedruckt“*. Daran hat sich wohl bis jetzt nichts geändert.

Auch der um 15 Jahre jüngere **Gottlieb Göbel** (eigtl. Gottlieb Beratz), der in Göbel geboren wurde, ließ sich, wie A. Hunger, nach entbehrungsvoller Kindheit im Heimatdorf in das römisch-katholische Seminar in Saratov aufnehmen, das er leider nicht absolvieren konnte. Er empfing im siebenten Jahr nach seinem Eintritt, das heißt nach dem dritten Klerikalseminar-Kursus, die Priesterweihe und übernahm danach die Seelsorge der Pfarrei Dehler. Als junger

⁴⁴ EKKERT, W., S. 270 – 271.

⁴⁵ Ab. H. cand.-med. (1924): Nachruf (ohne Titel). In: Wolgadeutsche Monatshefte, Nr. 9/10, S. 97.

⁴⁶ Ab. H., ebenda.

Priester soll G. Beratz mit solchem Eifer Selbstunterricht betrieben haben, „*dass sich bei ihm eine böse Kopfnervenschwäche einstellte*“.⁴⁷

In diesen Jahren erwachte auch sein Interesse für die Geschichte seiner Landsleute. Er studierte eifrig die vorhandene ältere Kolonistenliteratur, durchstöberte Kirchen-, Pfarr- und Gemeindearchive, unternahm sogar archäologische Untersuchungen sowie Ausgrabungen und arbeitete in der katholischen Zeitschrift „Klemens“ mit. Gerne ließ sich der junge Priester von alten Leuten über die frühere Zeit erzählen. So erzählte ihm der Greis Peter Dreiling aus Herzog, dem Beratz uneingeschränkte „Glaubwürdigkeit“ attestiert, dass A. Schneider vom Pastor F. Dsirne in Mariental „*öfter besucht wurde*“. Ein Umstand, der Beratz in seiner Annahme bestätigt, Schneiders Aufzeichnungen („*nebst den von Lippert gesammelten Mitteilungen alter Ansiedler*“) seien als Hauptquellen für F. Dsirnes „Kirgismichel“ anzusehen. Es ist überliefert, dass Beratz die Geschichte der Kolonie Dehler verfasste, die er später herausgeben wollte.⁴⁹ Doch diese Pläne sollten sich nicht erfüllen. Das Manuskript ging wohl „gänzlich“ verloren.

Nach kurzfristiger Tätigkeit als Beichtvater im Saratover Priesterseminar übernahm Beratz 1908 die Seelsorge in der Kolonie Herzog. Hier ergab sich für ihn die Möglichkeit, sich einer Heilbehandlung in Deutschland zu unterziehen. Zurückgekehrt, widmete er sich erneut der Geschichtsschreibung. Da im Jahre 1914 die 150. Jahreswende der Ankunft deutscher Kolonisten an die untere Wolga nahte und dieses Ereignis feierlich begangen werden sollte, gewann Beratz den Schulmeister A. Hunger für sein Vorhaben, anlässlich dieses Ereignisses das dreiaktige Festspiel „Fest und treu“ zu verfassen.

Gleichzeitig arbeitete Beratz an seinem historischen Werk „Die deutschen Kolonien an der unteren Wolga“, das 1915 herausgegeben wurde, doch wegen des tobenden Ersten Weltkrieges stand die Sache auf schwachen Beinen. Die russische Zensur verhärtete sich und das Buch durfte wegen einiger der Regierung anstößiger Sätze nicht verkauft werden. Und Beratz handelte sich statt Lob und Ruhm lediglich eine polizeiliche Hausdurchsuchung ein. J. Dic bemerkt in diesem Zusammenhang, das Buch sei „*nicht herausgegeben worden aus Gründen, die vom Verfasser nicht abhängen*“.⁵⁰

Nach der Februarrevolution beteiligte er sich eifrig am öffentlichen Leben. Er regte die Schaffung des „Volksvereins für die deutschen Katholiken an der Wolga“ an, trug wesentlich zur Gründung der Druckerei in Mariental bei, rief das Zeitungsblatt „Deutsche Stimmen“ ins Leben und initiierte die Entstehung eines Charitasvereins in der Kolonie Herzog. Beratz schrieb zahlreiche Zeitungsartikel und verfasste sogar die Broschüre „Wo Rettung?“, in der er die Notwendigkeit der Auswanderung der Wolgadeutschen nachzuweisen versucht. Doch sehr bald setzte die proletarische Diktatur seinem sozialen Engagement ein jähes Ende, und er musste sich erneut in sein Studierzimmer zurückziehen.

Zur Arbeit verurteilt, verfasste Beratz den zweiten Band seiner Untersuchung „Die deutschen Kolonien an der unteren Wolga“ und sammelte Material für den dritten Band dieses Werkes. Außerdem soll er zu dieser Zeit das Drama „Der versunkene Schatz“ und „viele andere“ geschrieben haben, worüber er nur „*seine nächsten Freunde*“ unterrichtete.⁵¹ Diese Werke sind offensichtlich für immer verloren gegangen.

Im Frühjahr 1921 brachen in den wolgadeutschen Dörfern die mit der Hungersnot, welche die damaligen Kremlherrscher verschuldeten, zusammenhängenden Bauernunruhen aus. Die bolschewistischen Machthaber beschuldigten Beratz, an einem Bauernaufstand teilgenommen zu haben. Er wurde verhaftet, eingekerkert, verhört und befreit, danach wieder verhaftet, verhört und am 15. April erschossen. Ein Teil seines Nachlasses landete im Marxstädter Museum und ging wohl für immer verloren.

⁴⁷ EIN WOLGADEUTSCHER (1923): Ohne Titel. In: *Wolgadeutsche Monatshefte*, Nr. 5/6, S.99.

⁴⁹ Ebenda.

⁵⁰ DIC, J., S. 410.

⁵¹ EIN WOLGADEUTSCHER, ebenda.

David Kufeld. „Das Lied vom Küster Deis“

Wie „Fest und treu“ wurde „Das Lied vom Küster Deis“ ebenfalls zum 150-jährigen Gründungstag der ersten wolgadeutschen Kolonie Nižnjaja Dobrinka (Galka) auf der Bergseite verfasst. Über den Verfasser, David Kufeld, ist wenig bekannt. R. Keil betont zwar, Kufeld habe das Kolonistenleben gut gekannt, kann aber über dessen Lebenslauf nur mitteilen, er sei „viele Jahre als Lehrer im Bezirk Nowousensk an der Wolga tätig“ gewesen.⁵² W. Ekkert ist etwas ausführlicher: Seinem Aufsatz ist zu entnehmen, dass D. Kufelds jüngerer Bruder in Saratov eine Apotheke hatte, „wo sich konspirativ Revolutionäre versammelten“. Kufeld sollte sich ebenfalls zu den Sozialrevolutionären gezählt haben, er sei ab 1912 in der Bezirksabteilung für Volksbildung Novouzensk tätig gewesen und soll sich nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges freiwillig zur russischen Armee gemeldet haben, um „unter Soldaten gegen die Zarenregierung zu agitieren“.⁵³ Die Quelle, auf die sich diese Behauptung stützt, nennt W. Ekkert aber nicht. A. Engel-Braunschmidt erhebt D. Kufeld in den Rang eines Pastors und beruft sich dabei auf W. Ekkerts Aufsatz,⁵⁴ in dem es aber so nicht steht. Nichtsdestotrotz hat J. Schleicher das mit einem ganzen Team leichtgläubig übernommen, ohne übrigens die Quelle angegeben zu haben.⁵⁵ Es ist schon möglich, dass D. Kufeld „sich zu Sozialrevolutionären zählte“, wie Ekkert, ohne sich ebenfalls auf eine Quelle zu beziehen, behauptet.⁵⁶ Aber ein Pastor als Mitglied einer Partei, die sich auf Terroranschläge spezialisierte? Und der in der Bezirksabteilung Volksbildung tätig war? Es handelt sich hier offensichtlich um ein Missverständnis, das darauf zurückgeht, dass es an der Wolga tatsächlich einen Pastor Kufeld gegeben hat. Er hieß aber Johannes Kufeld, soweit ich unterrichtet bin...

Hält man sich an Tatsachen, muss man zugeben, dass sich D. Kufelds Spuren verlieren, nachdem er sich „freiwillig zur Armee gemeldet hat“. Ist er vielleicht gefallen? Die Abteilung Verwendung (*otdel ispol'zovanija*) des Gebietsarchivs Samara (GUSO CGASO) konnte mir am 6. Juni 2011 nur mitteilen, dass dem Stammbuch (*pamjatnaja kniga*) des Gebietes Samara vom Jahre 1908 zu entnehmen ist, dass David Karlovič Kufeld, Lehrer am Mädchengymnasium „N.M. Čislova“ in der Vorstadt Pokrovskaja, ujezd Nikolaevskij, Gouvernement Samara, gewesen ist. Über weitere Informationen in Bezug auf D. Kufeld verfügt das Archiv nicht. Die Mitarbeiter haben sich dabei auf folgende Archivbestände berufen: F.1; F.2; F.360; F.361; F.468; F.677. Und so bleibt der Lebenslauf des wolgadeutschen Dichters D. Kufeld nach wie vor im Dunkeln.

P Sinner, der seinen Schriftsteller-Kollegen gegenüber selten scharfe Töne anschlug, kritisierte die Verse von D. Kufeld zunächst scharf. Nachdem er Kufelds „Lied“ überflogen hatte, schrieb er: „*Ich dachte nicht anders, als dass es ein Spottgedicht, eine Parodie sei. Da schlug ich das Titelblatt auf und las: ‚Gewidmet meiner Mutter...‘ Weiter auf der Kehrseite: (Statt Vorrede. Psalm 78.2)...Also Ernst, heiliger Ernst!... Nach dem Essen lassen sich die Alten ihrer Väter halbvergessenen Tusch spielen, der auf ‚Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit‘ ausklingt. Wahrscheinlich waren unsere Alten bei den rebellischen Franzosen von 1789 in der Lehre, ehe sie nach Russland gingen...Da folgt nun die einzige gelungene Stelle des Gedichts, ein Nachtlied... Unmittelbar nach diesen hübschen Versen steht folgende geschmacklose Stelle (...) Der Verfasser selbst ist von seinem Erzeugnis sicher der besten*

⁵² KEIL, R., 1982/84, S. 22.

⁵³ EKKERT, W., S. 271.

⁵⁴ ENGEL-BRAUNSCHEIDT, A., 1993, S.47.

⁵⁵ SCHLEICHER, J., *Verantwortlicher Redakteur (1998): Zwischen „Kirgisen-Michel“ und „Wolga, Wiege unserer Hoffnung“. Lesebuch zur russlanddeutschen Literatur. Slagorod, Bd. 1, S. 40. Wörtlich heißt es hier: „Der Verfasser, Pastor David Kufeld, stammte aus der Kolonie Schaffhausen“.*

⁵⁶ EKKERT, W., S. 271.

Meinung, denn er hegt sogar die Hoffnung, seinen Namen unsterblich gemacht zu haben und gibt vorsorglich die Melodie für das ganze Poem an. Diese Melodie ist: *Из страны, страны далекой, / С Волги-матушки широкой...* Als Kunsterzeugnis steht das Werkchen unter aller Kritik (...) Natürlich hätte der phantastische Schluss auf jeden Fall wegbleiben müssen. Das wäre dann ein Geschenk gewesen, an dem man seine Freude haben könnte. Ich möchte von Herzen wünschen, dass unsere übrigen Landsmänner, die da Jubiläumswerke veröffentlichen wollen, etwas vorsichtiger wären und nur druckreife Sachen veröffentlichten“.⁵⁷

P. Sinner kritisiert „Das Lied vom Küster Dies“ auch wegen der darin enthaltenen „gänzlich unverdient gehässigen Ausfälle gegen die Prediger vergangener Zeiten“,⁵⁸ und er weist mit gutem Recht darauf hin, dass es stets gute und „minder gute“ Prediger und Küster gegeben habe.

Im Gegensatz dazu äußert sich R. Keil, ein Schüler von P. Sinner, der die angeführte Rezension seines Lehrers allem Anschein nach gar nicht gelesen hat, über Kufeld und sein Werk durchaus anerkennend, vgl.: „Der Autor des ‚Liedes vom Küster Dies‘ (...) kannte die Kolonisten, ihr Leben und Wirken, ihren Dornenweg im fremden Lande, wie nur wenige vor und nach ihm. Das schwere Schicksal der Deutschen in Russland lag dem Autor am Herzen; Hingabe und Liebe, ungeteilte Anteilnahme an dem schweren Los der Kolonisten spricht aus seinen Zeilen“.⁵⁹ Und A. Minor ist der Ansicht, dass man „das Versepos“ von D. Kufeld „mit vollem Recht“ als eine Nachahmung der Volkspoese „einschätzen“ könne und nennt auch die häufig vorkommenden stilistischen Mitteln der Volkspoese, nämlich das Enjambement, den Apostroph, die Inversion, die nachgestellten Attribute und „das häufige Vorkommen“ von umgangssprachlichen Redensarten und Redewendungen.⁶⁰

Damit nicht genug, er ist der Meinung, dass „das Gedicht“ der Form nach viele Merkmale eines Volkliedes aufweise, was „im Versmaß, in dem Rhythmus, der Dynamik und in der Entwicklung der Erzählung“ zum Ausdruck komme.⁶¹

Während A. Minor von „*Merkmale eines Volksliedes*“ spricht, bemerkt W. Ekkert, dass das „das Werk in Versform“ nach der Melodie „*Iz strany, strany daljokoj, s Wolgi-matuški širokoj*“⁶² verfasst worden sei,⁶³ was ja, wie P. Sinner bemerkt, D. Kufeld selbst angegeben habe.⁶⁴ W. Ekkert ist wohl außerdem der erste, der darauf hingewiesen hat, dass D. Kufeld sich im ersten Kapitel seines Werkes unverkennbar an Puškins Poem „*Ruslan und Ludmilla*“ anlehnt,⁶⁵ vgl.:

<i>A. Puškin „Ruslan und Ludmila“</i>	<i>D. Kufeld „Küster Deis“</i>
<p><i>Dort gibt es Wunder immer wieder: Die Nixen und im Wald den Schratt; Auf ungebahnten Pfad die Schritte Von manchem unbekanntem Tier; Auf Hühnerfüßchen eine Hütte Steht ohne Fenster, ohne Tür; In Wald und Tälern Geister hausen;</i></p>	<p><i>Weit, weit in der Stepp', wo Eulen Wilde schreien, Wölfe heulen, Kalter Sturm die Leute schreckt, Und ein Silbermeer im Winter Glitzernd Hütt' und Steppe deckt;</i></p> <p><i>Wo bei Sturm die Hexen toben, Auf dem Kirchturm tanzen oben,</i></p>

⁵⁷ SINNER, P., 1914.

⁵⁸ SINNER, P., ebenda.

⁵⁹ KEIL, R., 1982/84, S. 22.

⁶⁰ MINOR, A., S. 60.

⁶¹ MINOR, A., S. 52.

⁶² Den Text des genannten Liedes verfasste der russische Dichter N. Jazykov (1803-1846), der in der Wolga-Stadt Simbirsk geboren wurde; die Weise komponierte A. Aljab'ev (1787-1851). In diesem russischen Lied – ein seltener Fall! – werden die Wolgadeutschen erwähnt. Später wurde das Lied im studentischen Umfeld umgebildet und bekam einen anderen, revolutionären Sinn.

⁶³ EKKERT, W., S. 272.

⁶⁴ SINNER, P., 1914.

⁶⁵ EKKERT, W., S. 272.

<p><i>Wenn früh am Tag die Wogen brausen Ans Ufer, sandig, leer und bleich, Entsteigen dreißig Kampfgesellen In langer Reih den klaren Wellen, Ihr Ohm, der Meergeist, auch zugleich; In Wolkenhöhen trägt auf Schwingen Wohl über Wald und über Meer Den Rittersmann ein Zauberer; Prinzessin weint im Turm abscheulich, Doch dient ein grauer Wolf ihr treulich; Den Hexenkessel kann man sehn Von selber seiner Wege gehen, Fürst Geizhals überm Golde siechen, Dort kann man Russlands Steppen riechen!</i></p> <p>Aus dem Russischen von JOHANNES von GUENTHER</p>	<p><i>Reisende vom Wege führ'n, Pferde in den Ställen reiten, Klopfen wütend an den Tür'n;</i></p> <p><i>Die Vampyr' mit grünen Augen An den jungen Müttern saugen, Und der Alp die Männer drückt, Und die alten Weiber brauchen, Wenn ein Wiegenkind erstickt;</i></p> <p><i>Zwischen elf und zwölf die bleichen Toten aus den Gräbern steigen, Schüchtern durch die Gassen geh'n, Sachte in die Höfe schleichen, Winkend vor den Fenstern steh'n;</i></p> <p>.....</p> <p><i>Wo die Träume sich erfüllen, Was passieren wird enthüllen... Dort in jener Märchenwelt Was in einem deutschen Dörflein Dies als Küster angestellt.</i></p>
---	---

Der amerikanische Literaturwissenschaftler S. Sinner, ein Verwandter P. Sinners, betont, dass „Das Lied vom Küster Dies“ trotz der Kritik P. Sinners „bis heute als wolgadeutscher Klassiker“ gilt.⁶⁶ Auch P. Sinner selbst scheint schließlich Gnade für Recht ergehen zu lassen und rechnet D. Kufeld den wolgadeutschen Schriftstellern zu, die „den Stoff zu ihren Werken, aus dem Leben der Wolgadeutschen“ genommen haben,⁶⁷ was sich D. Kufelds Werk tatsächlich entnehmen lässt. Es ist außerdem bemerkenswert, dass in dem Poem das Vorgehen von Deis einen glimpflichen Ausgang des Kirgisen-Überfalls herbeiführt: Er hat nämlich die Leute in der Kirche bei Gesang und Gebet versammelt und dadurch eine erstaunliche Wirkung erzielt, vgl.:

*Stehen blieben die Kirgisen
Wie erstarrt mit ihren Spießen;
So etwas wie Deischen sang,
Hatten sie noch nie gehört,
Waren ganz entzückt vom Klang,*

*Von der macht der schönen Lieder!
Höflich ginge alle wieder
Sachtig naus und machten zu
Leise hinter sich die Türen,
Ließen Neuruslan in Ruh'.*

Da die Überfälle der Nomaden meistens den Raub am Hab und Gut der Kolonisten sowie deren Entführung in die Sklaverei bezweckten, erfolgt der von Kufeld geschilderte Ausklang seines Werks keinesfalls in der Weise, die in dieser Situation zu erwarten wäre. Das heißt aber nicht, man könne D. Kufeld unterstellen, er habe den Boden der Realität verlassen. Es handelt sich nämlich lediglich um eine künstlerische Verarbeitung des Kirgisenmichel-Stoffes. Wie die Überfälle in Wirklichkeit verliefen, führt Kufeld dem Leser wahrheitsgetreu im Kapitel IX seines „Liedes“ vor, vgl.:

*Traurig blökten Schaffe, Lämmer,
Bitter weinten Mütter, Männer,
In die Stepp' durch's öde Tal
Trieben die Barbaren petschend
Mensch und Vieh zur neuen Qual.*

*Erfurt haben sie die Knochen
Am lebend'gen Leib zerbrochen,
Stachen ihm die Augen aus,
Schnitten „Riemen“ aus dem Rücken,
Schnitten ihm die Zunge raus...*

*Kinder, die nicht konnten folgen,
Haben sie durchbohrt mit Dolchen
Und dem Steppengei'r zum Fraß*

*Aus den Händen der Barbaren
Retteten sie die Husaren,
Nachgeschickt zur rechten Zeit;*

⁶⁶ SINNER, S., S. 33.

⁶⁷ SINNER, P. 1926, *Das Volksleben...*, S. 14.

*An dem Wege Hingeschleudert,
Wimmernd, blutend auf das Gras...*

*Unaussprechlich alle Plagen!
Weinen, beten, stöhnen, klagen
War barbarisch untersagt:
Knuten schwirrten auf den Rücken,
Wenn ein Herz zu seufzen wagt'.*

*Aber wer beschreibt die Freude
Der Geretteten und Leid,*

*Der Verwaisten Tränen, Klagen?!
Toten brachte man zwei Wagen
Aus der blut'gen Steppe heim!...
Auf dem Platz, wo sie beerdigt,
Liegt noch heut' der Trauerstein.*

*Viele waren ganz verschwunden
Und man hat sie nie gefunden...
Nur drei Männer kam'n zurück,⁶⁸
Einer hieß Kirgisenmichel,
Märchenhaft war sein Geschick...*

Diese Verse lassen darauf schließen, dass Kufeld nicht nur „auf das gehorcht hatte, was seine Vorfahren und die Leute im Dorf zu erzählen wussten“⁶⁹ (was natürlich stimmt), sondern auch die Erzählung von F. Dsirne kannte, was in folgenden Zeilen unmissverständlich zum Ausdruck kommt, vgl.:

*Doch darüber ist erschienen,
Über's Schicksal dieses kühnen
Michels auch ein Büchelein,
Das wir öfter schon gelesen
Haben alle groß und klein.*

Darüber hinaus schildert D. Kufeld wahrheitsgetreu den Überfall auf Mariental im Jahre 1776 und die darauf folgenden Ereignisse, er nennt sogar den Namen des brutal ermordeten Vorstehers Erfort, und bringt auch Pater Johannes und Schulmeister Dallfuß ins Spiel, obwohl er ihre Namen direkt nicht angibt. Die wichtigsten Motive des Kirgisenmichel-Stoffes sind also im „Küster Deis“ mühelos auszumachen.

Der Kirgisenmichel-Stoff in der wolgadeutschen Literatur der Nachkriegszeit

Von einer wolgadeutschen Literatur in der Nachkriegszeit lässt es sich nur bedingt sprechen. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die rassistisch bedingten Verfolgungen und Diskriminierungen aller Deutschen in Russland nicht aufgehoben. Sie wurden, wie es mehrfach belegt worden ist, verschärft.⁷⁰ Für die Russlanddeutschen schwieg das Recht auch noch lange nach dem Krieg.

Als 1957 die so genannte „Wochenschrift für die sowjetdeutsche Bevölkerung ‚Neues Leben‘“ das Licht der Welt erblicken durfte, wurde auf ihren Seiten selbst das Wort „Wolga“ verboten, sodass von einer wolgadeutschen Literatur in der Nachkriegszeit kaum zu sprechen ist.

Aber die Wolgadeutschen lebten noch und mit ihnen lebten auch viele ihrer Autoren. Und darunter auch solche, die die Flinte nicht ins Korn geworfen hatten und für die Schublade schrieben. Außerdem wuchsen allen Hindernissen zum Trotz auch einige junge Literaten heran. Und als der Verfolgungsdruck etwas nachgelassen hatte, erschienen wieder literarische Werke, die der wolgadeutschen Literatur zugerechnet werden können und in denen die literarisch verarbeiteten Motive des Kirgisenmichel-Stoffes weiter leben. Dazu gehört der historische Roman „Sebastian Bauer“ von W. Brungardt, der 1981/82 in Moskau erschienen ist⁷¹ sowie der Roman „Das Manifest der Zarin“ von V. Aul⁷² und die Theatertrilogie „Auf den

⁶⁸ Außer „Kirgisenmichel“ sind hier wohl Pater Johannes und Schulmeister Dallfuß gemeint.

⁶⁹ ENGEL-BRAUNSCHEMIDT, A., 1993, S. 47.

⁷⁰ KORN, R., 2015, S. 378 – 381.

⁷¹ In: HW 1981/2, S. 5 – 118; HW 1982/1, S.5 – 128.

Wogen der Jahrhunderte“ von V. Heinz.⁷³. Hier soll auf diese Werke kurz eingegangen werden.

Wilhelm Brungardt: Sebastian Bauer

Der 1908 als Sohn eines Dorfschreibers in der Kolonie Herzog, die in der Nähe von Mariental liegt, geborene W. Brungardt⁷⁴ könnte in seiner Kindheit sicherlich noch die Erzählungen der Alteingesessenen über die Kirgisenüberfälle gehört haben, die ja die älteren Wolgadeutschen bis heute kennen.

Brungardt ging in Herzog und Mariental zur Schule, ließ sich in Marxtstadt am pädagogischen Technikum zum Lehrer ausbilden und arbeitete danach als Mathematiklehrer in Pallasovka und Engels. Der Deportationserlass verwies ihn nach Sibirien, wo er die Jahre 1941 – 1947 in einem sowjetischen KZ (Arbeitsarmee) verbrachte. Nach der Entlassung fand er in Nowosibirsk eine Anstellung als Buchhalter, die er bis zu seiner Pensionierung 1969 behielt.

Von Jugend an soll sich Brungardt mit Geschichte und insbesondere mit der Vergangenheit der Wolgadeutschen befassen⁷⁵ und mehrere historische Romane geschrieben haben.⁷⁶ Veröffentlicht wurde nur einer – „Sebastian Bauer“. Aber auch dieser ist wohl kein großer Wurf, obwohl er im Almanach „Heimatliche Weiten“ erschien⁷⁷ und ein Ausschnitt aus dem Roman in der Anthologie der sowjetdeutschen Literatur veröffentlicht wurde.⁷⁸ Einige Kapitel des Romans wurden sogar ins Russisch übersetzt⁷⁹

Sebastian Bauer, der im Mittelpunkt des Romans steht, schließt sich 1764 in Koblenz einer Gruppe Ausreisewilliger an, die dem Ruf Katharinas der II nach Russland folgen wollen. Als deutsche Kolonisten lassen sie sich am Nebenfluss der Wolga Karaman nieder. Danach dreht sich alles um den Alltag der Kolonisten und um ihre Beziehungen zueinander. Die Überfälle des Meuterers und Usurpators Pugačjov sowie die der raubenden und plündernden „Kirgisen“ bilden einen Nebenstrang des Romans, der mit dem Ableben der ersten Kolonistengeneration endet. In der am Karaman heranwachsenden Generation macht sich ein neues Heimatgefühl bemerkbar.

Der Roman hat einen historischen Rahmen, was ja in einem literarischen Werk dieser Art auch sinnvoll ist und was keinesfalls die mangelnde Originalität und Phantasie des Verfassers dokumentiert. Aber es ist Brungardt nicht gelungen, „dieses Gerüst mit Dynamik und Spannung zu füllen“.⁸⁰ Der Roman enthält eine Menge historischer Daten und strotzt von einer Fülle historischer und geographischer Einfügungen. Eine ganze Reihe von geschichtlich belegten Namen wird ins Spiel gebracht, und zwar Pugačjov, Deržavin, Runič, Goguell,⁸¹ die Pfarrer Wernborner und Johannes. Doch alle diese Einzelheiten sind nur lose miteinander verbunden und wirken zuweilen so, als wären sie an den Haaren herangezogen worden. Die meisten der dargestellten Begebenheiten sind jedoch fiktiv; etwa das Gespräch Sebastian

⁷² 1992 in Stuttgart erschienen.

⁷³ 1993 in Moskau erschienen.

⁷⁴ MORITZ, A., S. 30 – 31; BELGER, H., 2010, S. 32.

⁷⁵ BELGER, H., ebenda.

⁷⁶ BELGER, H., ebenda.

⁷⁷ BRUNGARDT, W. (1981): *Sebastian Bauer*. In: HW, 1. Teil, 1981, Nr. 2, S. 5 – 118; 2. Teil, 1982, Nr. 1, S. 5 – 128.

⁷⁸ 1982, *A, ma-Ata*, Bd. 3, S. 63 – 87.

⁷⁹ *Otčij dom. Sovetskaja nemeckaja proza. Romany. Povesti. Rasskazy. Pervod s nemeckogo. (Vaterhaus. Sowjetdeutsche Prosa. Romane, Geschichten, Erzählungen. Übersetzung aus dem Deutschen)*. Moskau 1989, S. 21 – 116.

⁸⁰ MORITZ, A., S. 32.

⁸¹ *Die Schreibweise von W. Brungardt*

Bauers mit Katharina II.⁸² H. Belger bringt das wie folgt auf den Punkt: *“Wir können natürlich nicht behaupten, dass der Roman von W. Brungardt große Höhen künstlerischer Erfassung und Verallgemeinerung erreicht hat. Er ist wohl etwas zu illustrativ, zu informativ. Und dennoch ist ‚Sebastian Bauer‘ einer der ersten Schritte der künstlerischen Widerspiegelung der Geschichte der Russlanddeutschen. Und zwar ein bedeutender, ein ernster Schritt“*⁸³ Bei dieser „künstlerischen Widerspiegelung“ stützte sich Brungardt nicht nur auf die mündliche Überlieferung und schriftlich fixierte Darstellungen, sondern auch auf die vorgeprägten und eingangs genannten Motive des Kirgisenmichel-Stoffes.

Victor Aul: Das Manifest der Zarin

Victor Aul wurde 1918 in Rosenheim an der Wolga geboren. Nach dem Mittelschulabschluss studierte er an der Deutschen Pädagogischen Hochschule in der Hauptstadt der Wolgarepublik Engels Geschichte und arbeitete nach dem Studienabschluss als Lehrer am pädagogischen Technikum Seelmann. Aul wurde 1939 zur Roten Armee eingezogen, beteiligte sich am Sowjetisch-Finnischen Krieg und war Zeuge der Besetzung der baltischen Staaten – Estland, Lettland und Litauen – durch die Sowjets. Während des Zweiten Weltkrieges geriet er Ende 1941 in die deutsche Kriegsgefangenschaft. Um nach dem Kriegsende einem sowjetischen Konzentrationslager zu entkommen,⁸⁴ hielt sich Aul mehrere Jahre in Schweden auf. 1958 ließ er sich in Österreich nieder, wo ihn der große Umschwung und die Veränderungen im Osten dazu angeregt hatten, seinen Roman zu verfassen.

Auch in diesem Roman beginnt alles mit dem Manifest der Kaiserin Katharina II, das den verarmten Adligen Gustav von Felsbach, der im Mittelpunkt des Romans steht, dazu bewegt, die Heimat zu verlassen und in den Weiten Russlands sein Glück zu versuchen. Einen verarmten Adligen, der diese schicksalsträchtige Reise angetreten ist, sowie seine Verse kennen wir bereits:

*Mundierung, Geld und Gut
Thät mir nun gänzlich fehlen
Kurz meine ganze Sach
War herzlich schlecht bestellt
Ich kann es ohne Klag
Vor Leute so verhehlen
Ich musste barfuß gehen
Kein Schnaps war nicht zu sehen.*

*Drauf resolvirt ich mich
Auch mit dahin zu gehen
Ob ich mein Glück nicht könnt
In Russland blühen sehen
Ging also eilings hin
Zum Werbungs-Kamisanden
Sagt dass ich ein Offizier
Auch gut von Adel wär.*

Und, wie Plathen, ist von Felsbach nicht allein. Aul schildert dessen entbehrungsvolle Reise mit einer „katholischen deutschen“ Kolonistengruppe ins Ungewisse sowie ihren Schicksalsweg in den unermesslichen Weiten Russlands, und zwar mit einem Schiff nach Oranienbaum bei Petersburg, von dort nach Toržok, wo sie überwintern mussten, um dann nach einem wochenlangen Fußmarsch den Bestimmungsort in der Wolga-Steppe zu erreichen. Sie gründeten die Kolonie Chaisol⁸⁵. Es folgten die ersten mühsamen und qualvollen Jahre in der endlosen Steppe, in der die betrogenen Deutschen ausnahmslos alle Bauern werden sollten. Eine insbesondere für den standesbewussten Adligen Felsbach unmögliche

⁸² Ob Brungardt hier von Puškins Erzählung „Kapitanskaja dočka“ oder von G. Löbsaks und W. Bojes Gestalt des Heinrich Lorgast inspiriert worden ist, lässt sich wohl mit Sicherheit nicht mehr herausfinden.

⁸³ BELGER, H., 1985, S. 102.

⁸⁴ Im Zuge der so genannten ‚Rückführung‘ mussten alle ehemaligen Sowjetbürger nach Kriegsende in ihre ‚Heimat‘ zurückkehren. Und das galt nicht nur für diejenigen, die sich im sowjetischen Machtbereich geraten waren, sondern auch für Personen, die sich im Herrschaftsbereich der Alliierten aufhielten. Im Klartext bedeutete das mindestens zehn Jahre Zwangsarbeit in Sibirien oder im hohen Norden

⁸⁵ Eigentlich Chasselouis, die es wirklich gegeben hat. Sie wurde 1766 als Privatkolonie gegründet, 1774 von den Kirgisen völlig zerstört und danach aufgegeben. Siehe, vgl. MERTENS, S. 258, rechte Spalte.

Vorstellung: Er setzt selbst im Winterquartier in Toržok die ihn störende Perücke nicht ab, weil es ja hieße, „mit seinem Stande zu brechen und sich zum dummen Bauern zu degradieren“. Aber auch er muss sich in sein Schicksal fügen, muss seine Arroganz ablegen und wird in Chaisol zum Dorflehrer. Auch diese überzeugend beschriebene Wandlung erinnert an Plathen. Damit nicht genug, Aul benutzt unverkennbar Plathens „Reise-Beschreibung der Kolonisten...“ als Vorlage, um aus der Perspektive des Protagonisten und aus der der anderen Kolonisten die erbärmlichen Zustände in der russischen Landwirtschaft und das russische Brauchtum im 18. Jahrhundert, das den deutschen Siedlern barbarisch vorkommt, zu schildern.

Während Sebastian Bauer, seine Braut Katrin und ihre Weggefährten im Roman „Sebastian Bauer“ die deutsche Heimat vorwiegend aus Abenteuerlust und Wagemut verlassen haben, werden Gustav von Felsbach und die Schar um ihn von bitterer Not in die Fremde getrieben. Was jedoch beide Werke eint, ist der Zugriff auf den Kirgisenmichel-Stoff. V. Aul wendet sich ebenfalls den Motiven der Kirgisen-Überfälle und Plünderungen, der Entführungen der Kolonisten und ihrer Sklaverei in Chiva zu.

Die Handlung des Romans entfaltet sich in einem exakt umrissenen zeitlichen Rahmen. Der Verfasser spannt den Bogen von 1764 bis 1779. In diese Zeitspanne fallen wichtige Ereignisse wolgadeutscher Geschichte: Die Ausreise aus Deutschland und die Niederlassung in Russland, die Gründung deutscher Kolonien an der Wolga, der Pugačjov-Aufstand und die Überfälle der Nomaden, die Entführung der Kolonisten und die Sklaverei in Chiva und Samarkand.⁸⁶ Vor diesem historischen Hintergrund entfalten sich die Ereignisse, die Aul zwar größtenteils erfunden hat, die man aber aus genannten Gründen nicht als pure Fiktion ansehen darf. Die Einfügung historischer Exkurse und geographischer Realien – Cesavar, Akjab, Balchan-Gebirge, Schor Göll, Kaflankir u.a.m. – verleiht dem Roman ein unverwechselbares Kolorit, und Aul wird dadurch dem Anspruch an einen historischen Roman gerecht, vgl.:

*„Vor nicht allzu langer Zeit war diese Stadt das schlimmste Räubernest gewesen, das man sich denken konnte (...) Seit der Perser Nadir Schah die Stadt zerstört hatte und der Bruderkrieg herrschte, war das Leben in Chiwa unsicher gewesen. Erst vier Jahre vor der Ankunft der Deutschen mit Kasim (In die Sklaverei. – **Anm. des Verfassers. R.K.**) begann ein neuer Emir in Chiwa seine Macht zu festigen und den Wiederaufbau der Stadt in Angriff zu nehmen.“⁸⁷*

Dem Protagonisten gelingt es, in der Sklaverei das Vertrauen seines Herrn zu gewinnen, vgl.:

„Von Felsbachs Herr war zufrieden mit ihm und ließ ihn schon seit längerem selbstständig einzelne Aufträge erledigen. Er durfte sogar kleine Geldbeträge bei den Basarhändlern kassieren. Der Deutsche war ein vertrautes Gesicht geworden, zumindest auf dem Basar der Stoffhändler (...)“⁸⁸

Trotz gravierender Unterschiede erinnert von Felsbach in der Gefangenschaft überhaupt mehr an die Gestalt von Stephan Heindel aus der gleichnamigen Erzählung von J. Kruschinsky als an die des Kirgisenmichel. So ist es ausgerechnet das unbedingte Vertrauen seines Herrn, das auch ihm die Flucht aus der Sklaverei ermöglicht. Von Felsbachs Spur verlor sich endgültig „zwischen Akjab und dem Balchan-Gebirge, nahe dem Kaspischen Meer“. Sein weiteres Schicksal bleibt ungewiss.

Victor Heinz: Auf den Wogen der Jahrhunderte

„Als die Trilogie ‚Auf den Wogen der Jahrhunderte‘ über das Schicksal der Deutschen in Russland von ihrer Ansiedlung durch Katharina die Große bis zur Vernichtung der

⁸⁶ KORN, R., *Der Lohn ...* 2015, S. 93 – 113.

⁸⁷ AUL, V., S. 229.

⁸⁸ AUL, V., S. 230.

Autonomen Republik der Wolgadeutschen im Deutschen Theater von Alma-Ata aufgeführt wurde, fielen sich die Zuschauer wie bei der Premiere von Schillers ‚Räuber‘ vor 200 Jahren weinend in die Arme‘, schrieb der Literaturkritiker I. Brantsch im Jahre 1997. Und das ist keinesfalls eine Übertreibung. Brantsch sprach sogar von einer ‚Ausnahmeleistung der osteuropäischen deutschsprachigen Dramatik‘ und vertrat die Meinung, dass ‚weder die Ungarn- noch die Rumäniendeutschen (...) etwas Ebenbürtiges‘ an die Seite zu stellen hätten.⁸⁹ Der Verfasser der Trilogie, Victor Heinz, ist wohl von Autoren, die sich dem Kirgisenmichel-Stoff zugewandt haben, der einzige, der zur Wolgarepublik keinen ‚direkten‘ Bezug hatte. Er wurde 1937 im sibirischen Schöntal (auch Neu-Straub, russ. Novoskatovka) geboren, das im Gebiet Omsk liegt⁹⁰ und zu Beginn des 20. Jahrhunderts von wolgadeutschen Umsiedlern aus den am rechten Wolgaufer gelegenen Dörfern Jagodnaja Poljana und Neu-Straub gegründet wurde.⁹¹ Hier wuchs der Lehrersohn auf, der zu einem der bekanntesten russlanddeutschen Schriftsteller der Nachkriegszeit wurde.

Als die ASSR der Wolgadeutschen aufgelöst und ihre deutsche Bevölkerung deportiert und gezielt in den Weiten Russlands zerstreut wurde, war V. Heinz vier Jahre alt. Einige der deportierten und enteigneten Wolgadeutschen erschienen 1941 auch in Schöntal. Für die Dorfkinder waren es ‚Rassejer‘, Russländer also, die ihnen als Fremdlinge vorkamen. Diese Eindrücke kleidete Heinz später in Gedichtform, vgl.:

*Wo kommen sie nur alle her
Die ‚Rassejer‘?
Ein komischer Name!
‚Wir sind Sibirier‘,
erläutert die Oma,
‚und die Rassejer
kommen von der Wolga.‘
Wohnen denn dort lauter
Bettler und Landstreicher?
Warum haben sie keine Häuser
Und nichts zu essen?
Sie wohnen in unseren Sommerküchen
Und in unseren Scheunen.
Sie sitzen an unseren Tischen
Und sprechen unsere Sprache.*

Er studierte Germanistik an der pädagogischen Hochschule Novosibirsk, war danach Hochschuldozent in Omsk und Petropavlovsk, erforschte die deutsche Mundart seines Heimatdorfes und promovierte 1971 mit einer Dissertation. Ende der 1970er Jahre gab Heinz seine Lehrtätigkeit auf und wurde Mitarbeiter der Zeitung ‚Freundschaft‘ (Deutsche Allgemeine) in der er bis zum Jahre 1992, in dem er nach Deutschland übersiedelte, als Literaturredakteur tätig war.

Den Lesern war V. Heinz vorwiegend als Lyriker und Prosaiker bekannt. Mit der Theatertrilogie ‚Auf den Wogen der Jahrhunderte‘ machte er sein Debüt am Russlanddeutschen Theater in Alma-Ata als Dramatiker. Die Trilogie von Heinz ist an sich ein historisches Drama, das aus drei Teilen besteht, nämlich ‚Auf den Wogen der Jahrhunderte‘, ‚Menschen und Schicksale‘ und ‚Jahre der Hoffnung‘. Jeder Teil hat zwei Akte, die ihrerseits in mehrere Bilder gegliedert sind. In dem Drama wird anhand der Familie Peter Schneider das Schicksal der Russlanddeutschen dargestellt, wobei Heinz einen Bogen von 1765 bis zum Beginn der 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts spannt, als der Großteil der Russlanddeutschen in ihre historische Heimat übersiedelte.

⁸⁹ BRANTSCH, I., S. 22.

⁹⁰ MERTENS, U., S. 493 - 494

⁹¹ BEREND, N./JEDIG, H., S. 189.

Das Russlanddeutsche Theater gewann durch die Aufführung der Trilogie von Heinz sein eigenes Profil. Die Bühnenstücke wurden 1987-1992 in Kazachstan und Russland aufgeführt und 1993 im Verlag „Raduga“ in Moskau veröffentlicht.⁹¹

V. Heinz greift den Kirgisenmichel-Stoff schon im zweiten Bild des ersten Aktes auf. Mehr als zehn Jahre sind vergangen, seitdem die Deutschen an die Wolga übersiedelt sind. Man schreibt das Jahr 1776. Ein Kreiskommissar kommt in ein deutsches Dorf im Zusammenhang mit der Tilgung der „Kronsschulden“. Es stellt sich aber heraus, dass die Kolonisten dazu gar nicht in der Lage sind, was unter anderem auch auf die Nomadenüberfälle zurückzuführen ist. Der Pastor und der Vorsteher rechtfertigen sich:

VORSTEHER *kleinlaut*: Man darf auch nicht vergessen, Herr Kommissar, dass die Kolonie mehrmals von den Kirgisen überfallen wurde.

PASTOR: Ja, ja, Herr Kommissar, diese Ungläubigen haben großen Schaden angerichtet.

VORSTEHER: Und wie viele Leute sind von ihnen verschleppt worden. Viele sind überhaupt spurlos verschwunden. Auch der Schulmeister Dalfuß⁹² ist weg. Wer weiß, ob er überhaupt noch am Leben ist.

PASTOR: Ja, der arme Dalfuß. Gott halte seine schützende Hand über ihn!

Nach der Rückkehr des Schulmeisters Dalfuß aus Samarkand offenbart sich seine Tragödie. Der erste Akt endet damit, dass der Kreiskommissar, der offensichtlich unter dem Einfluss des geschilderten Unglücks von Dalfuß steht, den Kolonisten verspricht, sich für sie beim Saratover Kontor zu verwenden und eine Schuldenrückzahlung durchzusetzen. Im Allgemeinen ist es V. Heinz zweifellos gelungen, die wichtigsten Motive des Kirgisenmichelstoffes zu inszenieren.

Schlussbemerkungen

Der Erzählstoff vom Kirgisenmichel war in den wolgadeutschen Kolonien in mündlicher Überlieferung bekannt. 1861 erschien die Erzählung „Schön Ammi aus Marienthal und der Kergisenmichel“ von F. Dsirne und 1863 soll A. Schneider den genannten Stoff „niedergeschrieben“ und die „allererste“ Fassung der „Geschichte vom Kirgisenmichel“ verfasst haben. Da die beiden Verfasser einander kannten und nachweislich Kontakte miteinander pflegten, ist anzunehmen, dass sie sich gegenseitig beeinflussten.

Der Kirgisenmichel-Stoff war im Bewusstsein der Wolgadeutschen tief verankert und hat Jahrhunderte überdauert. Mehrere wolgadeutscher Schriftsteller – J. Kruschinsky, G. Beratz, A. Hunger, D. Kufeld sowie in der Nachkriegszeit W. Brungardt, V. Aul, V. Heinz - stützen sich neben mündlicher Überlieferung und geschichtlichen Darstellungen auf die seinerzeit im deutschen Wolgagebiet gängigen Motive des Kirgisenmichel-Stoffes: Überfälle und Plünderungen der Nomaden, Entführungen und Sklaverei in Chiva und Buchara, Kirgisenmichel und schön Ammie, Pater Johannes und Schulmeister Dalfuß. Die Zählbarkeit dieser Motive geht offensichtlich auf die qualvolle Geschichte der Wolgadeutschen zurück. Jeder neue rassistisch bedingte Ausbruch der Intoleranz und Diskriminierung durch russische Behörden und nach 1917 durch die Sowjets weckte bei den Wolgadeutschen die Erinnerung an die Überfälle und Plünderungen der „Kirgiser“ sowie an die darauf folgende Entführung in die Sklaverei. Diese „historisch-literarische“ Besinnung, um mit A. Engel-Braunschmidt zu sprechen,⁹³ bekam nach bolschewistischen Gewalttaten gegen alle Russlanddeutschen und insbesondere nach der Vertreibung, Enteignung und Sklavenarbeit in den Urwäldern und Kohlengruben Sibiriens, die noch zehn Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg andauerten, neue Nahrung. Das muss man verstehen, denn die bisher ungesühnten rassistisch bedingten bolschewistischen Gewalttaten und Verbrechen, die

⁹¹ BELGER, H., 2010, S. 77.

⁹² Die Schreibweise des Namens nach V. Heinz.

⁹³ ENGEL-BRAUNSCHMIDT, A., S. 23.

schließlich zum Auslösen der wolgadeutschen Volksgruppe geführt haben, waren tausendmal schlimmer als die Kirgisen-Überfälle und die Sklaverei in Mittelasien.⁹⁴

In den 1960er und insbesondere in den 1980er Jahren zu Beginn der so genannten Perestroika, als die Hoffnung der Russlanddeutschen auf die Wiederherstellung der Wolgarepublik noch einmal aufgeflammt war, erlangte der Kirgisenmichel-Stoff abermals Aktualität, weil die ihm zugrunde liegenden Motive die Menschen erneut bewegten. Der „Kirgisenmichel“ von F. Dsirne wurde zunächst in der Bundesrepublik neu verlegt⁹⁵ und erschien dann auch in der „Zentralzeitung der Sowjetdeutschen ‚Neues Leben‘“.⁹⁶ Und schon 1989 erblickte wieder die ganze Bühnenfassung von G. Göbel und A. Hunger die Welt.⁹⁷ Auch „Das Lied vom Küster Deis“ D. Kufelds ist erneut herausgegeben worden⁹⁷ und 1999 erschien das Manuskript von A. Schneider als Neudruck.⁹⁸ (*Aus der Geschichte der Kolonie Mariental an der Wolga, bearbeitet und herausgegeben von V. Herdt. Göttingen 1999*)

Der kulturhistorische Wert des Kirgisenmichelstoffes, der zweifellos zur Entstehung des Identitätsbewusstseins der Wolgadeutschen beigetragen hat, liegt auf der Hand. In Reliktformen lebt dieser Erzählstoff in ihrem Bewusstsein immer noch fort. Ihre Assimilation in Kasachstan, Russland und Deutschland kann das nicht mehr verhindern.

⁹⁴ Das gilt natürlich für alle deutschen Volksgruppen der ehemaligen Sowjetunion.

⁹⁵ In: *Dorfidyll und Siedlernet*, Berlin/Bonn 1993, S. 24 – 45.

⁹⁶ Nr. 31 ff. vom 10. August 1994, S. 8 – 9.

⁹⁷ *Neues Leben*, Nr. 30 (19.7.1989), Nr. 31 (26.7.1989), Nr. 32 (2.8.1989), Nr. 35 (23.8.1989), Nr. 36 (3ß.8.1989), Nr. 37 (6.9.1989), Nr. 41 (4.10.1989), Nr. 45 (1.11.1989), jeweils S. 8)/.

⁹⁷ In: *Dorfidyll und Siedlernet*, Berlin/Bonn 1993, S. 48 – 64.

⁹⁸ SCHNEIDER, A. (1999):

L I T E R A T U R V E R Z E I C H N I S

A. Bibliographien und Lexika

AMBURGER, E. (1998): Die Pastoren der evangelischen Kirchen Russlands. Vom Ende des 16. Jahrhunderts bis 1937. Ein biographisches Lexikon. Erlangen

BELGER, H. (2010): Russlanddeutsche Schriftsteller. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Biografien und Werkübersichten. Erweiterte Neuauflage. Berlin

BÖTTGER, Chr. u.a. (2000): Lexikon zur Geschichte und Kultur der Russlanddeutschen. Teil I. Zur Geschichte und Kultur. Berlin

BUCHSWEILER, M./ENGEL-BRAUNSCHEIDT, A./HEITHUS, C. (1990): Bibliographie der sowjetdeutschen Literatur von den Anfängen bis 1941. Ein Verzeichnis der in Buchform erschienenen Publikationen. Köln -Wien

ENGEL-BRAUNSCHEIDT, A./HEITHUS, C. (1987): Bibliographie der sowjetdeutschen Literatur 1960-1985. Ein Verzeichnis der in Buchform erschienenen sowjetdeutschen Publikationen. Köln -Wien

GOTZMANN, C.L./HÖRNER, P. (2007): Lexikon der deutschsprachigen Literatur des Baltikums und St. Petersburgs. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. (3 Bände), Bd. 1: A – G. Berlin

MERTENS, U. (2000): Handbuch Russland-Deutsche (Mit Ortsverzeichnis ehemaliger Siedlungsgebiete). Nürnberg

MORITZ, A. (2004): Lexikon der russlanddeutschen Literatur. Essen

REDLICH, M. (1989): Lexikon deutschbaltischer Literatur. Eine Bibliographie. Köln.

SCHILLER, F.P. (1990): Literatur zur Geschichte und Volkskunde der deutschen Kolonien in der Sowjetunion für die Jahre 1764-1926. Flensburg

STUMPP, K. (1980): Das Schrifttum über das Deutschtum in Russland. 5. erweiterte Auflage. Stuttgart

B. Artikel, Beiträge und Darstellungen

AUL, V. (1992): Das Manifest der Zarin. Roman. Stuttgart

BAUER, G. (1908): Geschichte der deutschen Ansiedler an der Wolga seit ihrer Einwanderung nach Russland bis zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht (1766 - 1874) nach geschichtlichen Quellen und mündlichen Überlieferungen. Saratow, 2. Auflage

BELGER, H. (1985): Sich nach den Gipfeln richten. Referat auf dem Seminar der sowjetdeutschen Literatur in Alma-Ata im Dezember 1982. In: Inmitten des Zeitgeschehens. Literaturkritischen Notizen, S. 100 – 111

BERATZ, G. (1923): Die deutschen Kolonien an der unteren Wolga in ihrer Entstehung und ersten Entwicklung. Gedenkblätter zur hundertundfünfzigsten Jahreswende der Ankunft der ersten deutschen Ansiedler an der Wolga, 29. Juni 1764 – 29. Juni 1914. Berlin, 2. Auflage.

BEREND, N./JEDIG, H. (1991): Deutsche Mundarten in der Sowjetunion. Geschichte der Forschung und Bibliographie. Marburg

BRANTSCH, I. (1997): Ausnahmeleistungen osteuropäischer deutscher Literatur. In: VadW, Nr. 11, S. 22 – 23

BRUNGARDT, W. (1981): Sebastian Bauer. In: HW, Nr.2, S. 5 – 118; und (1982): Sebastian Bauer. In: HW, Nr. 1, S. 5 – 128. Moskau

DIC, J. E. (1997): Istorija povolžskich nemcev-kolonistov. (Geschichte der wolgadeutschen Kolonisten). Neudruck. Moskau

DSIRNE, F. (1873): Zwanzig Betrachtungen über biblische Texte zum kirchlichen und häuslichen Gebrauch an hohen Staatsfesten. Für evangelische Deutsche des Russischen Kaiserreiches. Riga

- DSIRNE, F. (1993): Schön Ammi von Mariental und der Kirgisen-Michel. Ein Wolga-Steppenbild aus dem 18. Jahrhundert. In: Siedlernet und Dorfidyll. Kanonische Texte der Rußlanddeutschen. Neudruck. Berlin - Bonn
- ENGEL-BRAUNSCHMIDT, A. (1990): Sowjetdeutsche Literatur heute. In: Ins Gestern tauche ich ein. Eine Dokumentation der Tagung „Sowjetdeutsche Literatur heute“ in Berlin, 18. – 20. Oktober 1990, S. 27 – 45
- ENGEL-BRAUNSCHMIDT, A., Hrsg. (1993): Siedlernet und Dorfidyll. Kanonische Texte der Rußlanddeutschen. Berlin-Bonn
- GÖBEL, G./HUNGER, A. (1914): Fest und treu oder der Kirgisen-Michel und die schön Ammie aus Pfannenstiel. Historisches Festspiel zum hundertfünfzigjährigen Jubiläum der Ankunft der ersten deutschen Ansiedler an der unteren Wolga. In drei Akten. Saratow
- EKKERT, W. (1986): Bis zum Oktober. Zur Geschichte der Literatur der Russlanddeutschen. In: HW, Nr. 2, S. 238 – 277
- HAGIN, M. (1973 - 1981): Namhafte Wolgadeutsche. In: HB, S. 150 – 161.
- HEINZ, V. (1993): Auf den Wogen der Jahrhunderte. Theatertrilogie. Moskau
- KEIL, R. (1982/84): Ein Wort zum Lied vom Küster Deis. In: HB, S. 22
- KORN, R. (2015): Der Lohn für die Treue. Augsburg, 2. Aufl.
- KRUSCHINSKY, J. (1899/1900): Stephan Heindel. Geschichtliche Erzählung aus der ersten Zeit der deutschen Ansiedler an der Wolga. In: *Klemens*, Nr. 10 – 23
- KUFELD, D. (1993): Das Lied vom Küster Deis. In: Siedlernet und Dorfidyll. Kanonische Texte der Russlanddeutschen. Neudruck. Berlin - Bonn
- LICENBERGER, O.A. (1999): *Evangeličesko-ljuteranskaja cerkov' i sovetskoe gosudarstvo* (Die evangelisch-lutherische Kirche und der Sowjetstaat). Moskau
- MINOR, A. (2004): „Das Lied vom Küster Deis“ von David Kufeld als Dokumentation der Lebensweise der Wolgadeutschen im 19. Jahrhundert. In: *Jahrbuch für internationale Germanistik*, Nr. 2, S. 49 – 60
- PLATEN, B.L. (1993): Reisebeschreibung der Kolonisten, wie auch Lebensart der Rußen, von Offizier Blathen. In: Siedlernet und Dorfidyll. Kanonische Texte der Russlanddeutschen. Neudruck. Berlin - Bonn
- SCHLEICHER, J. Verantwortlicher Redakteur (1998): Zwischen „Kirgisen-Michel“ und „Wolga, Wiege unserer Hoffnung“. Lesebuch zur russlanddeutschen Literatur. Slavgorod Bd.1-2
- SCHMIDT, D. (1930): Studien über die Geschichte der Wolgadeutschen. Erster Teil. Seit der Einwanderung bis zum imperialistischen Weltkrieg. Pokrovsk – Moskau – Charkow
- SCHNEIDER, A. (1999): Aus der Geschichte der Kolonie Mariental an der Wolga. Bearbeitet und herausgegeben von V. Herdt. Neudruck. Göttingen
- SINNER, P. (1914): Saratower Deutsche Zeitung Nr. 54, S. 3
- SINNER, P. (1926): Das Volksleben der Wolgadeutschen. In: *Das Neue Russland*. Bd. 3, S. 7 – 14
- SINNER, S. (2002): Mein Teil ist, ganz in Asche aufzugehen. J.P. Sinner (Petr Ivanovič Sinner), 1870 – 1935. Russlanddeutscher Autor und Stalin-Opfer. Sein Werk und Schicksal. Dissertation, Lincoln, Nebraska
- STAHF, P. (1957): Gehörtes und Erlebtes. Aus der Zeit der Entstehung der deutschen Wolgasiedlung. In: HB, S. 91 – 101